



**Stern der Regen**

Illustrierte Zeitschrift  
für  
Glaubensverbreitung



• Herausgegeben v. Missionshaus der Söhne d. hl. Herzen Jesu •  
Missionäre für Central-Afrika.

## Den geehrten Lesern zur gefälligen Beachtung!

Der „Stern der Neger“ erscheint als illustrierte Monatschrift am Schlusse jeden Monats und kostet jährlich 1 fl. 50 kr. ö. W. = 3 Mark mit Postverfendung. Wir richten an unsere Freunde die innige Bitte, aus Liebe zum göttlichen Herzen Jesu und zu den armen Negern von Centralafrika diese Zeitschrift in ihrem Bekanntenkreise verbreiten und uns Abonnenten werben zu wollen.

Zur Bestellung des „Stern der Neger“ wende man sich an den P. Rector des Missionshauses der „Söhne des hl. Herzens Jesu“ in Mühlau bei Brixen (Tirol).

Allenfallsige Abonnenten in Brixen können sich zur Entrichtung des Abonnements an A. Weger's Buchhandlung wenden.

Neu hinzutretende Abonnenten erhalten die bereits erschienenen Nummern nachgesandt.

---

## Gebete

um die Bekehrung der Chamiten von Central-Afrika zu erlangen.

Beten wir für die unglücklichen Negervölker Central-Afrikas, damit Gott, der alles vermag, von ihren Herzen einmal den Fluch Cham's hinwegnehme und ihnen jenen Segen verleihe, den man nur im Namen Jesu Christi, unseres Herrn und Gottes erlangen kann.

### Gebet.

O Herr Jesus Christus, alleiniger Erlöser des ganzen Menschengeschlechtes, der Du bereits herrschest von einem Meere zum andern und vom Flusse bis zu den Grenzen des Erdkreises, öffne erbarmungsvoll Dein heiligstes Herz auch den unglücklichsten Seelen von Central-Afrika, welche noch in der Finsternis und im Todeschatten sitzen, auf daß durch die Fürbitte der gütigen Jungfrau Maria, Deiner unbefleckten Mutter, und ihres glorreichen Gemahls, des heiligen Josef, die Negervölker ihre Götzen verlassen, vor Dir sich niederwerfen und Deiner Kirche zugesellt werden. Der Du lebst und regierest von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.





## Illustrierte Zeitschrift für Glaubensverbreitung in Afrika.

Organ des Missionshauses der „Söhne des hl. Herzens Jesu“.

— Erscheint am Ende jeden Monats. —

Nr. 3.

März 1898.

I. Jahrgang.

Inhalt: Gebet für die Befehrung der Neger von Central-Afrika. — Der Marien-Verein für Afrika. — Mariä Verkündigung (Gedicht). — Der Aberglaube im Nilthale. — Das Negerdorf Gesira bei Kairo. — Wie das Negermädchen Halima aus der Sklaverei befreit wurde. — Weihnachtsfeier in der Negercolonie Gestra. — Befehrung und Tod des Negerknaben Johann Nepomuk Tocar Dschaber. — Sudan: Der Vormarsch der anglo-ägyptischen Armee.

### Der Marien-Verein für Afrika.

Der um die Förderung der katholischen Missionen in Afrika und besonders der von Central-Afrika hochverdiente Marien-Verein hielt am Montag den 14. März, abends  $\frac{1}{2}$  7 Uhr, in Wien im großen und herrlichen Festsaale des kath. Gesellenvereins-Hauses in der Gumpendorferstraße seine Generalversammlung ab, welche durch die Theilnahme des Präsidenten des Vereins, Sr. Eminenz des Hochwürdigsten Herrn Cardinals Dr. Anton Josef Gruscha, Fürsterzbischofes von Wien, ausgezeichnet ward. Die Versammlung war außergewöhnlich stark besucht und waren die höhere Geistlichkeit und der Adel zahlreich vertreten. Die Frau Gräfin Marie Theresie Ledochowska war mit mehreren Sodalinnen und externen Mitgliedern der St. Petrus Claver-Sodalität erschienen.

Der Vorsitzende, Hochw. Herr Canonicus Monsignor Schöpflenthner, eröffnete die Versammlung mit einer kurzen Begrüßungsansprache und stellte zugleich die beiden Hochw. Herren Missionäre vor, nämlich den deutschen Provinzial der Väter vom Heiligen Geiste, Hochw. P. Amandus Aker, Oberer des Missions-

hauses Knechtsteden in der Rheinprovinz und den Hochw. P. Rector unseres Missionshauses in Mühland, der sich einer besonderen Einladung folgend zu dieser Versammlung nach Wien begeben hatte. Canonicus Schöpfleuthner zeichnete sodann in Kürze das segensreiche Wirken des Marien-Vereines und empfahl mit warmen Worten allen Anwesenden die Förderung desselben. Die begeistertsten Worte des Hochw. Herrn Redners wurden von der Versammlung mit lebhaftem Beifalle aufgenommen.

Die beiden Hochw. Herren Missionäre, welche bekanntlich jahrelang in Afrika gewirkt haben, entwarfen alsdann ein authentisches Bild von dem Wirken der katholischen Missionen in Afrika. Sie gaben ihrer Ansicht dahin Ausdruck, daß die Bekehrung der Neger des inneren Afrika nur eine Frage der Zeit und der — Mittel sei. Insbesondere dort, wo das Wirken der Missionäre nicht durch den Fanatismus der Mohammedaner paralysiert werde, seien die schönsten Früchte für die apostolische Thätigkeit der katholischen Missionen in Afrika zu erwarten. Sie baten schließlich alle Anwesenden, in ihrem Interesse für das katholische Missionswesen in Afrika nicht zu erlahmen, sondern dasselbe in Zukunft noch mehr, und zwar durch Geld, vor allem aber auch durch das Gebet zu unterstützen.

Der Hochw. Herr Vorsitzende ermunterte noch die Vereinsmitglieder zur Gründung von Pfarregruppen und zur Unterstützung der Missionäre, und empfahl schließlich auch die Unterstützung dieser neuen, vom Missionshause zu Mühland herausgegebenen Zeitschrift „Stern der Neger“, zu deren Bestellung er aufmunterte, — wofür wir dem Hochw. Herrn Canonicus an dieser Stelle unseren wärmsten Dank aussprechen — und schloß mit der Bitte an Se. Eminenz um Ertheilung des oberhirtlichen Segens, den die Versammlung knieend empfieng. — Nach einigen ermunternden Hirtenworten Sr. Eminenz wurde die Versammlung geschlossen.

Der „Stern der Neger“ war mit einer Anzahl von Probeheften seiner beiden ersten Nummern auf dem Präsidententische vertreten; die vorhandenen Exemplare wurden unter die Anwesenden, die sich für unsere Zeitschrift interessierten, vertheilt. Möge die schöne Versammlung reiche Früchte bringen und der altherwürdige Marien-Verein zu seiner früheren Blüte zurückkehren!

Dieser Marien-Verein ist ein altherwürdiger Zeuge des Glaubenseifers der habsburgischen Monarchie. Mit den Mitteln, die dieser Verein beistellte, wurde die Mission von Central-Afrika in den 50er Jahren in kurzer Zeit zu großer Blüte gebracht. In Chartum erstand ein Missionsgebäude, so groß und solide gebaut, wie es in ganz Afrika damals kein zweites gab — es hat den Sturm der Mahdisten überdauert und steht heute noch da wie vor mehr denn 40 Jahren und erwartet die Rückkehr der Missionäre. In Heiligkreuz bei den Dinkanegern und in Gondokoro bei den Bari pflanzten die Missionäre das Kreuz auf. Die Mission arbeitete allenthalben mit gewaltigen Mitteln, die größtentheils der Marien-Verein lieferte. Wir zweifeln nicht, daß dieses uneigennützig wirkende der österreichischen Katholiken für die Ausbreitung des Glaubens in Central-Afrika den Segen des Himmels herabziehen wird auf unseren erlauchten Protector Se. Apostolische Majestät, das ganze Kaiserhaus und alle die Länder und Völker der habsburgischen Krone.

Ja, möchte dieser alte Marien-Verein den gewünschten Aufschwung nehmen und möchten mit Gottes Hilfe die Zeiten wiederkehren, in denen er den Missionären 50- und selbst 80 Tausend Gulden jährlich zur Verfügung stellen konnte. Der Marien-Verein wird das wieder leisten, wenn die Wiener Pfarren diejenige von Altlerchenfeld nachahmen, die allein im letzten Jahr über 500 fl. auf-

brachte, und wenn dann alle österreichischen Diöcesen es der Wiener Erzdiöcese nachmachen. Was die Höhe der Einnahmen betrifft, so stehen an der Spitze die Diöcesen Wien, Olmütz, Seckau, Königgrätz, Gurk, St. Pölten.

Es möge hier noch die aneifernde Ansprache folgen, womit Se. Eminenz der Hochwürdigste Herr Cardinal Fürsterzbischof Dr. Bruscha die diesjährige Generalversammlung des Marien-Vereines geschlossen hat. Seine Eminenz sagte:

Zum Schlusse möchte ich nur ein kurzes Wort sagen, und zwar ein Wort des herzlichsten Dankes meinerseits an die Hochw. Missionspriester. Sie haben in ihren Ansprachen betont, daß die Mission in Afrika Mittel brauche, und daß, wenn sie diese Mittel hat, Afrika binnen Kurzem christianisirt sein werde. Ja wir brauchen allerdings die Mittel; wir wollen und werden auch für diese Mittel nach Kräften sorgen, und in glücklicher Zeitfugung findet die heutige Generalversammlung gerade am Vorabende einer bischöflichen Conferenz statt, die morgen, wie alljährlich, in Wien zu wichtigen innern und äußern Angelegenheiten unserer heiligen katholischen Kirche zusammentritt.

Es wird unsere gemeinsame Aufgabe sein, als Oberhirten der verschiedenen Diöcesen der Monarchie, wie bisher, so auch fernerhin den Marien-Verein und seine hochwichtige providentielle Mission in unseren Schutz zu nehmen, und den Gläubigen zur eifrigen Unterstützung durch Gebet und Liebesgaben auf das Wärmste zu empfehlen.

Aber was würden unsere Mittel, und wären sie die reichsten und mächtigsten, ausrichten, wenn nicht Gott für diese Mission diese Männer, diese Priester berufen und auserwählt hätte.

Diese Männer, in deren Herzen, vom Heiligen Geiste entzündet, das Feuer der Liebe, das Feuer des Apostolates als Opferflamme brennt für unsere armen Mitbrüder im fernen Afrika! Danken wir Gott, daß wir solche Männer, solche Priester aus unserer Mitte entsenden durften, die alles verlassen, um sich dem Rufe und Dienste Gottes in einer der beschwerlichsten Missionen ganz und gar zu weihen. Solch' ein Beruf, solch' ein Dienst, er ist fürwahr ein Stigma der Wahrheit und Heiligkeit unserer katholischen Kirche. Katholische Priester und Laien, Österreicher sind es, die als Missionäre begraben ruhen im Innern von Afrika und wenn heute oder morgen die Bahn wieder offen gelegt sein wird von der Meeresküste hinein nach Centralafrika, dann werden zu diesen Gräbern hin wieder unsere Österreicher als Sendboten des Glaubens einziehen, nicht fremd den Eingebornen, den Negern, wie wir heute gehört haben, o nein, an den Gräbern der dort ruhenden Vorgänger im Missionswerke werden sie alle beten und den Segen der Fürbitte dieser Bekenner und Zeugen des Glaubens für die Zukunft, für die Fortsetzung dieses Gotteswerkes herabflehen.

Ich erinnere mich aus der glorreichen Periode des Pontificatus Pius' IX., in der sich der Vater der Christenheit als Papst-König noch im Vollbesitze des Patrimonium St. Petri befand, als die Bahnlinie von der Seeküste nach Rom eröffnet wurde und dem heil. Vater ein Waggon zur Verfügung stand, der als Inschrift die Worte des Propheten trug: Sedes Thal soll erhöht, Berg und Hügel soll erniedrigt, was krumm ist soll gerade, was ungleich, zu ebenen Wege werden, und alles Fleisch, das heißt die ganze Menschheit wird das Heil Gottes sehen. Der heilige Vater, er ist zur Stunde des Patrimonium St. Petri beraubt, aber er ist doch der rex regum, rex gentium, König der Könige, der König der Völker geblieben, und wenn auch Kronwagen und Inschrift von damals nicht mehr existiert, die Bahn führt wie ehemals vom Meere nach Rom, und die Missionäre eilen von allen Seiten auf sich durchkreuzenden Bahnstrecken zu den Füßen des

heiligen Vaters, um die Sendung und den Segen des Oberhauptes der Kirche wie zu allen Zeiten sich zu erbitten, und das Mandat der Vollmacht vom Himmelfahrtsberge zu vernehmen: Gehet hin in die ganze Welt und prediget das Evangelium allen Völkern, denselben Auftrag, den Augustinus vom Papste Gregor für Englands Bekehrung sich erbeten.

So wollen auch wir gemeinsam im Auftrage des heiligen Vaters an diesem Werke der Mission arbeiten zu Ehren des göttlichen Heilands, in dessen Lob und Verherrlichung wir uns so gerne gegenseitig grüßen am Beginne wie am Schlusse unserer Versammlungen: Gelobt sei Jesus Christus in Ewigkeit. Amen.

## Mariä Verkündigung.



O Tochter Sions, juble heute,  
Lobpreise Gott mit Psalmen,  
Der liebevoll dein Herz erfreute,  
Ihm streue deine Palmen.

Aus Himmelshöhen stieg hernieder  
Ein Engel rein zur Erde,  
Und trostreich klingt die Antwort wieder:  
„Wie du gesagt, mir werde.“

Nun laß' auch du dein Lied erschallen,  
Du Land der schwarzen Söhne:  
Ja, Afrika, zulezt von allen,  
Stimm' an des Dankes Töne.

Der Morgenstern schon lieblich blinket,  
Erquickend Sinn und Herzen:  
Die Gnade, die dir sachte winket,  
Wird heilen deine Schmerzen.

Wie wirst du jubeln, wenn die Sonne  
Dir ihre Strahlen sendet!  
Welch' Entzücken, welche Wonne,  
Wenn sie sich selbst dir spendet!

F. Bernhard Jörn, F. S. C.

## Der Aberglaube im Nilthale.

Von P. K. Geher, F. S. C.

(Fortsetzung).

Nicht nur Geistern und eingebildeten Wesen wird abergläubische Furcht und Verehrung gezollt, sondern auch gewissen Menschen, welche Gott und göttlichen Dingen besonders ergeben, mit ungewöhnlicher Glaubenskraft ausgerüstet sind und je nach dem Grade ihrer Heiligkeit und Glaubensstärke die Macht haben, Wunder zu wirken. Solche Heilige, Waly oder Wely genannt, erfreuen sich schon im Leben, noch mehr aber nach dem Tode der Verehrung und des Vertrauens des Volkes. Die Heiligenverehrung ist erst lange nach Mohammed aufgekommen, ist aber dann allgemein zu dauernder Geltung gelangt. Die Secte der Wahabiten, welche aus Syrien hervorgegangen war, lehnte sich dagegen auf, wurde aber von Ibrahim, Mohammed Ali's Sohn, mit Waffengewalt überwunden.

Das Haupt aller dieser Heiligen heißt Gotb oder auch Gotb=el-Motaually. Über diese theilweise geheimnisvolle Persönlichkeit herrschen unter den Moslim selbst verschiedene Ansichten. Die einen meinen, es sei Elias, welcher, nachdem er aus der Quelle des Lebens getrunken, unsterblich geworden sei. Dem steht jedoch die viel verbreitete und allgemeine Ansicht gegenüber, daß Elias von Gotb verschieden und der unsterbliche Wely Chetr sei. Der Gotb hingegen sei sterblich und nach seinem Tode nehme sofort ein anderer Wely seinen Platz ein. Der Gotb ist den Menschen unsichtbar, hat keinen beständigen Aufenthaltsort, weilt jedoch zeitweise mit Vorzug an bestimmten Orten. Im allgemeinen soll derselbe überall anwesend sein, wo von ihm gesprochen werde. Wenn man den Moslim fragt, wer der Gotb sei und wo er weile, erhält man stets zur Antwort, er ziehe augenblicklich an uns vorbei, da wir von ihm gesprochen hätten, sei uns aber unsichtbar. Selbst der bloße Gedanke an ihn soll seine sofortige Anwesenheit bewirken. Sonst, so heißt es, soll er sich mit Vorliebe auf dem Dache der Kaaba in Mekka aufhalten, wo er, obwohl unsichtbar, zur Zeit des Mittagsgebetes mit vernehmbarer Stimme singt: „O Barmherzigster der Barmherzigen u. s. w.“ Als sein bevorzugter Aufenthaltsort in Ägypten gilt das Thor Zuwele in Kairo, welches daher auch Bab-Zuwele oder Bab=el-Motaually, d. h. Thor des Wely oder Thor des Motaually genannt wird. Hier heilt er die Kranken, die zu ihm Zuflucht nehmen. Früher wandten sich hierher besonders jene, welche an Zahnschmerzen litten, wobei sie einen Nagel in das Thor schlugen oder sich einen Zahn auszogen und am Thore aufhiengen, um den Zahnschmerz zu lindern oder fern zu halten; hiebei reichte man einem dortigen Bettler, der als Gotb's Diener galt, ein Almosen. Auch einige andere Plätze in Kairo, Tanta und anderswo gelten als Gotb's bevorzugte zeitweilige Aufenthaltsorte. Überall jedoch ist er unsichtbar und er versetzt sich in einem Augenblick und auf unsichtbare Weise von einem Orte an den andern. Wie er übrigens an so vielen Orten und bei so vielen Gelegenheiten zugleich zugegen sein kann, darüber geben sich die Moslim nicht Rechenschaft.

Die beiden, Gotb und Chetr, bedienen sich frommer und glaubensstarker Personen, um ihre Segnungen der ganzen mohammedanischen Welt mitzutheilen. Diese lebenden Heiligen führen zum Theil ein von weltlichen Dingen und Geschäften zurückgezogenes Leben und überlassen Gott die Sorge für ihren Unterhalt, der sich hierzu mildthätiger Menschen bedient. Sie sind zweierlei Art; die einen sind fahrende, die andern fest ansässige Heilige. Erstere sind meist in bunte, schmutzige

Lumpen gehüllte, oft kaum zur Hälfte bedeckte Bettler, Fakirs genannt, deren ganze Lebensaufgabe darin zu bestehen scheint, durch Bettel ihr Brot zu verdienen und durch ihre Zudringlichkeit und oft Frechheit den Mitmenschen lästig zu fallen. Zu den Ansässigen pilgert das Volk hin, bringt Gaben dar und fleht um Fürbitte. Manche dieser Heiligen sind ganz besonderer Art, so schmutzig, herabgekommen, stumpfsinnig und widerlich, daß sie Ekel erregen. Die Moslim glauben allgemein an den Beistand dieser frommen Personen in allen Verhältnissen des täglichen Lebens, an ihre Wunderkraft und die Macht ihrer Fürbitte bei Gott. Was den Credit dieser Heiligen beim Volk nährt, ist vor allem ihre Wunderkraft.

Der Wunderglaube der Moslim ist so alt als der Islam. Obwohl der Prophet sich die Wunderkraft nicht anmaßte, erzählt man sich verschiedene von ihm gewirkte Wunder und noch jetzt sollen solche durch seine Vermittlung geschehen, deren manche in Permanenz sind. Zahllos sind aber die Wunder und wunderbaren Thaten, welche den Heiligen des Islam zugeschrieben werden. Häufig sind sie der sonderbarsten Art. In Kairo erzählt man sich von einem Wely, der sich unsichtbar machen und ungesehen von einem Ort zum andern versetzen konnte. So legte er sich unter eine Decke schlafen; hob man im nächsten Augenblick die Decke auf, so fand sich niemand mehr vor. Von einem hingerichteten Frommen wird erzählt, daß dessen abgeschlagener Kopf noch redete. Das Blut eines andern hingerichteten Wely bildete zum Zeichen seiner Unschuld in arabischen Buchstaben die Worte: „Ich Wely Gottes sterbe als Martyrer.“ Je nach dem Einfluß des Heiligen bei Gott, ist seine Wunderkraft mehr oder weniger groß. Die einen können Überraschendes im alltäglichen Leben vollführen, haben jedoch nicht die Macht, die Geseze der Natur abzuändern oder ihre Wirkung zu unterbrechen. So z. B. versprechen sie Regen, heilen ohne Arznei Krankheiten, zähmen durch einen Wink die Wildheit der Thiere oder vielmehr sistieren sie zeitweilig, geben den Schwachen die Kraft u. s. w. Die großen und bei Gott besonders einflußreichen Heiligen hingegen hemmen den Lauf der Sonne, erwecken, obwohl selten, Tote zum Leben, machen einen Blindgeborenen sehend, töten ihre Feinde dadurch, daß sie nur ein Kügelchen ihres Rosenkranzes zu Boden fallen lassen, bringen das Meer in Aufregung, indem sie es mit einem Stocke schlagen, machen die Erde in ihren Grundfesten erzittern oder befehlen ihr, sich aufzuthun und jene, welche ihnen unangenehm sind, zu verschlingen, spalten Berge oder machen sie unter fürchterlichem Getöse zusammenstürzen, ändern den Lauf der Flüsse und machen sie zur Quelle zurückkehren, entweichen ihren Verfolgern, indem sie in die Erde verschwinden, bannen Reiter mit sammt dem Reitthiere wie angenagelt fest, leben ohne Speise und Trank, verwandeln Männer in Weiber und umgekehrt, wenn es ihm beliebt, gehen auf dem Wasser und fliegen in der Luft u. s. w.

In Kassala im östlichen Sudan lebte vor einigen Jahrzehnten ein gewisser Sid-el-Hassan, dessen Wunderkraft eine wirklich großartige gewesen sein soll. Außer vielen anderen Wundern soll er eines Tages, von mehreren um ein Almosen gebeten, einfach mit der Faust auf sein Knie geklopft haben, worauf ebenso viele Thaler hervorsprangen, als jeder der Bittenden wünschte. Unter den Umstehenden befand sich auch ein verschämter Armer, der im Geheimen nur einen Thaler zu haben wünschte, sich aber scheute die Bitte vorzubringen. Der Sid klopfte nochmals auf sein Knie und siehe da, es sprang ein Thaler heraus, den er dem verschämten Bettler überreichte mit den Worten: „Da ist der Thaler, den du dir im Herzen wünschst!“ Alle Anwesenden staunten über solche Wunder und einige, welche aus Neugierde den Körper des Sid zu berühren wagten, fanden zu ihrem Erstaunen, daß er sich wie ein Sack voll Thaler anfühlte. — Ein anderesmal kamen zwei Reisende nach Kassala, um eine Karte der Provinz aufzunehmen.

Als ihnen das nicht recht gelingen wollte, wandten sie sich auf guten Rath hin an den berühmten Sid-el-Hassan, welcher sie freundlich empfing, mit Speise und Trank bewirtete und ihnen die gewünschte Karte überreichte. Vieles andere Wunderbare erzählt man sich noch heute im Sudan von diesem Sid-el-Hassan.

Auch vom letzten Mahdi werden manche Wunder berichtet. Er soll die Kugeln der Ägypter in Wasser verwandelt und so unschädlich gemacht, durch eine Hand voll Staub, den er in die Luft schleuderte oder einen Hauch seines Athems ganze Regimenter seiner Feinde todt zu Boden gestreckt haben.

Es würde zu weit gehen, alle die Wunderthaten im Einzelnen anzuführen, die sich das Volk von den mohammedanischen Heiligen erzählt. Eben dieser Glaube an die Wunderkraft der Heiligen nährt und stärkt das Vertrauen und die Verehrung des Volkes gegen dieselben. So ein Heiliger wird in allen Anliegen und in allen Nöthen befragt und um Hilfe angegangen. Mit blindem Vertrauen hängt das Volk an ihm. Steht er einmal im Rufe der Heiligkeit und Wunderkraft, so ist es ihm leicht, sich durch Betrügereien die blinde gedankenlose Verehrung des Volkes zu sichern. Eine große Zahl dieser angeblichen Heiligen sind Betrüger und Heuchler, welche durch Frömmelerei und Heiligthuerei, durch angebliche Visionen und Ekstasen, angeblichen Verkehr mit dem Propheten und der Gottheit den Schein wahrer Heiligkeit zu erwecken suchen. Mit welcher Blindheit sich ihnen das Volk hingibt und seine Gedankenlosigkeit ausnützen läßt, möge nur ein Beispiel aus letzter Zeit und zwar aus dem Leben des berühmten Mahdi zeigen. Während seine Anhänger oder Fogara eine fast wahnsinnige Verehrung für ihn als göttlichen Abgesandten an den Tag legten, führte er selbst im Innern seiner Wohnung in Omdurman ein weiches und ausschweifendes Leben. Augenzeugen berichteten dem P. Ohrwalder über dieses ungläubliche Treiben.

(Fortsetzung folgt.)

## Das Negerdorf Gefira bei Kairo.

Die Negerdörfer in Ägypten sind etwas Einziges in ihrer Art. Es haben sich darin Neger aus den verschiedensten Gauen des Sudan angesiedelt. Da sie nicht nach Stämmen unter sich geschieden, sondern bunt mit einander gemischt sind, so ist in jedem dieser Negerdörfer die Negerrasse in allen Schattierungen der schwarzen Hautfarbe vertreten, vom Pechschwarz der Dinka- und Schilluk-Neger bis zum Dunkelbraun der nubischen Stämme. Obwohl die in Ägypten wohnenden Neger gemeiniglich der arabischen Sprache mächtig sind, so verkehren doch die Angehörigen desselben Stammes unter einander in der heimatlichen Sprache. Außerdem beobachteten sie, soweit es die örtlichen Verhältnisse gestatten, ihre sudanesischen Sitten und Gebräuche, welche letztere sowohl bei ihren Familienfesten als auch in ihrem täglichen Leben zur Geltung kommen. Dies alles gilt auch, freilich in kleinem Maßstabe, von unserm Negerdorfe Gefira. Eine kurze Beschreibung desselben dürfte daher wohl das Interesse der Leser dieser Zeitschrift in Anspruch nehmen.

Das Negerdorf unserer Colonie besteht in einer langen Häuserreihe, welche sich zwischen dem Hause der Missionäre und dem der Missionschwester dem Wege entlang hinzieht. Schon beim ersten Blick auf die aus Stein gebauten Wohnungen springt ein Unterschied zwischen diesem und den andern in der Um-

gebung von Kairo gelegenen Negerdörfern in die Augen. Letztere bestehen nämlich aus niedrigen Lehmhütten mit flachem Dache, welches aus Sparren von Palmenstämmen und Reisig gebildet ist. Fenster sucht man daran vergebens; eine Öffnung in der Wand, welche durch ein Brett verschließbar ist, gibt der Hütte nur eine spärliche Helle. Der Mangel an Räumlichkeiten zwingt den Neger oft, die Hausthiere in seiner eigenen Wohnung unterzubringen. Erwägt man ferner, daß diese ärmlichen Hütten gewöhnlich dicht neben einander liegen und den Tag über den heißen Sonnenstrahlen ausgesetzt sind, so sieht man leicht ein, daß die Wohnungsverhältnisse der Neger in Ägypten ein geregeltes Familienleben unmöglich machen, den Sinn für Reinlichkeit und Ordnung abstumpfen und nicht minder der Gesundheitspflege zuwiderlaufen. Auch die Wohnungen unserer Neger waren ursprünglich aus ungebrannten und mit Lehm zusammengefügt Ziegeln gebaut. Diese Bauart erwies sich um so nachtheiliger, als die Colonie in unmittelbarer Nähe des Nils und zwar unter dem Niveau des Flusses gelegen ist. Gegen eine Überschwemmung war zwar das Dorf von jeher durch die hohen Uferdämme geschützt; doch war keine Macht imstande, das Grundwasser, welches bei der jährlichen Anschwellung des Nils durch das lockere Erdreich hindurchsickerte, von den Wohnungen fernzuhalten. Dieser Übelstand wurde im Jahre 1894, wo die Schnellhöhe des Nils außerordentlich lange anhielt, verhängnißvoll. Das ganze Dorf fiel dem nassen Element zum Opfer. Viele Lehmhütten stürzten völlig ein, der Rest des Dorfes war unbewohnbar. Glücklicherweise besaß die Colonie einen großen Vorrath von Wellenblech, vermittelt dessen es möglich war, in kürzester Zeit die eingestürzten Wohnungen durch nothdürftige Hütten zu ersetzen und so sämmtliche Negerfamilien unter Dach zu bringen. Um gegen ähnliche Unfälle gesichert zu sein, ließ der Apostolische Vicar das Terrain um einen halben Meter erhöhen und das Dorf neu aufbauen und zwar aus Stein, so daß nun von Seiten des Nils keine Gefahr mehr zu befürchten ist. Seitdem hat sich auch der Gesundheitszustand unserer Neger merklich gebessert. Die Wohnungen der einzelnen Familien — im Ganzen fünfzehn — sind alle auf dieselbe Weise gebaut; sie sind einstöckig und durchweg 3 Meter hoch, 5 Meter lang und  $3\frac{1}{2}$  Meter breit. Das flache Bretterdach ruht auf hölzernen Balken und ist mit Mörtel überzogen; es dient dem Neger zur Aufbewahrung von Reisig und anderem Brennmaterial. Hohe mächtige Sykomoren oder Wildfeigenbäume, welche mit ihren weitgestreckten, immergrünen Ästen die ganze Häuserreihe überragen, mildern die Eintönigkeit der Bauart und verleihen dem an sich schmucklosen Dörflein einen malerischen Anstrich; zu gleicher Zeit bilden sie ein schützendes Dach gegen die Unbilden der Witterung, sowohl im Sommer gegen die heißen Sonnenstrahlen als auch im Winter gegen die kalten Nordwinde, welche letztere den an ein heißes Klima gewöhnten Sudanesen gar unliebe Gäste sind. Überdies dehnen sich links und rechts vom Dorfe grüne Saatzfelder aus, man begreift, daß nun die Neger mit ihrem neuen Heim wohl zufrieden sind, umsomehr, als ihnen die Mission ihre Wohnungen gratis zur Verfügung stellt.

Treten wir durch die grün angestrichene Thüre in das Innere einer Negerwohnung, so gewahren wir auf den ersten Blick, daß wir uns in einem christlichen Negerdorfe befinden. Denn an den Wänden sehen wir ein Crucifix und mehrere Heiligenbilder, ferner gesegnete Palmen und Weihwasser. Im übrigen ist die Ausstattung einer Negerwohnung sehr einfach. Die Möbel sind daher bald aufgezählt: Ein kleiner Tisch, einige Stühle, eine große poröse Tonne — Zir genannt — die zur Aufbewahrung des Trinkwassers dient, welches aus dem nahen Nil geschöpft wird, ein oder zwei hölzerne Bettstellen, ein großes zinneres Waschbecken, einige Schüsseln und wenige andere Küchengeräthe, dann noch ein Koffer,

worin der Neger seine wenigen Pfaster und andere Wertgegenstände aufbewahrt. Das Primitivste unter allen Hausgeräthen ist wohl der Ofen, ein kleiner Apparat aus Blech, der in Ermanglung eines Rauchfanges stets außerhalb der Wohnung zur Bereitung der Speisen in Anwendung kommt. Doch wo sind die Hausthiere unserer Neger? Die Hausthiere, worunter ich ihre Ziegen, Schafe, Kaninchen, Hühner und Tauben verstehe, sind in kleinen Anbauten untergebracht, welche sich hinter den Wohnungen befinden. Jede Familie besitzt zwei oder mehrere Ziegen, welche ihr die Milch für den häuslichen Bedarf liefern. Die Sorge für die Hausthiere, sowie alle andern häuslichen Arbeiten als Kochen, Waschen, Nähen u. s. w. liegen der Frau ob.

Ohne Übertreibung kann man sagen, daß sowohl die Neger als auch die Negerinnen des Dorfes ein arbeitsames Leben führen. Während die schwarze Hausfrau bemüht ist, allen Bedürfnissen ihres kleinen Haushaltes gerecht zu werden, ist der Mann den Tag über auf den Feldern der Colonie oder in einer der im Hause der Missionäre befindlichen Werkstätten beschäftigt, worin zugleich eine große Anzahl unserer Negerknaben das Schreiner-, Schuster-, Buchbinder- oder Schneiderhandwerk erlernen. Der Neger bekommt für die Arbeit wöchentlich seinen Lohn auszubehält. Arbeitsscheue Individuen werden auf der Colonie nicht aufgenommen. Jeder, der weiß, wie sehr der Neger zum Nichtsthun geneigt ist, wird diese Einrichtung sehr zweckmäßig finden nicht bloß wegen des materiellen Gewinnes, der dem Neger aus der Arbeit erwächst, sondern auch, weil so dem Müßiggang vorgebeugt ist, der ja aller Laster Anfang ist. Wie will man den Neger civilisiren, wenn man ihn nicht zuvor an ein arbeitsames Leben gewöhnt? Das ist unmöglich, und hierin liegt ohne Zweifel eine Hauptschwierigkeit für das Werk der christlichen Civilisation in Afrika. Bekanntlich ist ja die Trägheit ein Hauptfehler des Negers. Unter den Ursachen, die man zur Erklärung dieser Thatsache anführt, steht das afrikanische Klima wohl an erster Stelle. Die den größten Theil des Jahres andauernde Hitze bringt in jedem, sei er weiß oder schwarz, Abspannung und Schlassheit hervor, sie lähmt die Schaffenslust und zerstört mit der Zeit die zu fortgesetzter Arbeit nothwendige geistige Energie. Der Hang zum Nichtsthun wird noch gefördert durch die üppige Fruchtbarkeit des Bodens, die es dem Neger möglich macht, seine ohnehin geringen Bedürfnisse ohne große Anstrengung zu befriedigen. Ein anderer Umstand, der dem Müßiggang der Neger nicht wenig Vorschub leistet, ist eine an sich tugendhafte Sitte, nämlich die unter ihnen allgemein und in hohem Grade geübte Gastfreundschaft. Der Neger setzt sich nicht zur Mahlzeit nieder, ohne den etwa anwesenden Fremden zur Theilnahme an derselben eingeladen zu haben. Er theilt überhaupt gerne von dem Seinigen aus, wie wir das täglich an unsern Negerknaben beobachteten. Gibt man einem unter ihnen Brot oder sonstige Nahrungsmittel, dann theilt er sogleich davon an seine anwesenden Kameraden aus, so daß für ihn selbst am Ende nur mehr wenig übrig bleibt. Diese Gastfreundschaft und Freigebigkeit ist gewiß ein schöner, rühmlicher Zug im Charakter des Negers, doch was ist die Folge davon für den erwachsenen Neger, der sich durch Arbeit seinen Lebensunterhalt verdienen soll? Ist ihm die Arbeit gekündigt worden, oder hat er sie selbst freiwillig aufgegeben, so macht er sich wegen seines Unterhaltes nicht viel Sorge. Er wandert von einem Negerdorfe zum andern und ist gewiß, wenigstens bei seinen Stammesbrüdern gastliche Aufnahme zu finden. Unter den Negern in Kairo gibt es manche solcher Schmarozer, welche Wochen, ja Monate lang ohne Arbeit und Verdienst sind und trotzdem keinen fühlbaren Mangel leiden. Aus alledem ersieht man, wie stark für den Neger die Versuchung zum Müßiggang ist, und unter diesem Gesichtspunkte verdient das durch die Arbeit geregelte Leben

unserer Neger gewiß alle Anerkennung. Vor mehreren Jahren stattete ein hoher kirchlicher Würdenträger (auf seiner Reise ins heilige Land) unserer Colonie einen Besuch ab. Nachdem er alles mit lebhaftem Interesse besichtigt, sagte er: „Wie viele gibt es in Europa, die mit dem Gelde, welches sie auf eiteln Puz und sinnlose Vergnügen verwenden, einer ganzen Negerfamilie eine menschenwürdige Existenz verschaffen könnten, wie sich deren die Neger auf dieser Colonie erfreuen.“

Natürlich haben unsere Neger auch ihre Erholungen und Vergnügen. Sie belustigen sich mit Vorliebe bei Musik und Gesang. Das unter ihnen am meisten gebräuchte Musikinstrument ist die sogenannte Darabuka, eine Art Trommel. Man schlägt dieselbe entweder mit zwei hölzernen Stäbchen oder mit der flachen Hand. Die Musik, die man auf diese Weise hervorbringt, ist höchst eintönig, weshalb die Darabuka auch Tamtam genannt wird. Trotzdem liebt der Neger keine Musik mehr als den Tamtam. Man braucht nur die Trommel zu rühren, so beginnt er sofort allerlei Körperbewegungen zu machen, klatscht dazu mit den Händen im Takt, oder er beginnt nach seiner Weise zu tanzen. Den Tanz führen die Neger am liebsten in der Nacht bei hellem Mondschein auf. Ein oder zwei Neger schlagen die Darabuka, während zwei andere einen der eintönigen Musik entsprechenden Gesang aufführen. Die Männer und Frauen springen in zwei von einander getrennten Abtheilungen im Kreise um die Trommel herum und klatschen dabei mit den Händen. Die Negerinnen, welche im allgemeinen über eine sehr helle Stimme verfügen, lassen abwechselnd während des Tanzes recht schrille Triller erschallen. An einem solchen Tanze theilhaftig sich natürlich das ganze Negerdorf. Wird am Abend hoher Festtage die Trommel gerührt, so sind alle wie elektrifiziert; alle Müdigkeit ist vergessen, Keiner will vom Tanze fernbleiben. Der Neger ist für diesen Tanz so eingenommen, daß er ganze Nächte damit zubringen kann, wie dies im Sudan auch wirklich geschieht. Natürlich tanzt der Neger ebenso wenig wie der Europäer mit trockener Kehle. Sein Lieblingsgetränk ist Merissa, eine Art von Bier, welches aus Mais fabriciert wird, und dem er besonders bei jenem anstrengenden Tanze lebhaft zuspricht. So begreift man, wie sich dabei nicht bloß die Füße, sondern auch die Köpfe der schwarzen Tänzer erhitzen, so daß der Tanz gar leicht in Wortwechsel und Streitigkeiten übergeht. Der Neger hat eben ein hitziges Temperament; er braust leicht auf, läßt sich aber auch leicht wieder durch Zureden besänftigen.

Uns Europäern fällt es an diesem Negertanze auf, daß die Männer nicht mit den Frauen zusammentanzen. Doch wie mit dem Tanze, so verhält es sich in dieser Hinsicht mit allen sonstigen Belustigungen. Der Mann vergnügt sich stets in männlicher, die Frau hingegen stets in weiblicher Gesellschaft. Dem Neger ist dies eine ganz selbstverständliche Sache. Fragt man ihn nach dem Grunde dieses Verfahrens, so lautet die Antwort: «keda jamelu kaman fi baladna», „so macht man's ja auch in unserer Heimat.“

P. Josef Weiller, F. S. C., Apostolischer Missionär.



## Wie das Negermädchen Halima aus der Sklaverei befreit wurde.

Über die Heimat des Mädchens das Richtige festzustellen, ist bei den dunkeln Angaben Halima's etwas schwierig. Das Wahrscheinlichste ist, dass dasselbe einem Zweige der sehr ausgebreiteten Njam-Njam-Neger entstammt; darauf deutet wenigstens Hautfarbe und Physiognomie hin. Nach Angabe Halima's lebten die Eltern im Lande der Lur oder N-Lur. Dieses Land dehnt sich südwestlich von Wadelai längs des Albert-Nyanza-See's aus und birgt in sich die Quellen des Uelle-Makua, des großen Nebenflusses des Congo.



Landschaft und Dattelhain im Niltthale.

Die Eingeborenen Lur oder N-Lur bilden die Grenze zwischen den südlichen N-Bantu-Stämmen und den Negern des Weißen Nil und gehören zu letztern. Wie diese, stehen sie auf einer niedrigeren Culturstufe als ihre südlichen Nachbarn, die Bewohner von Unyoro und Uganda, was sich unter anderm darin zeigt, dass sie in beiden Geschlechtern nackt gehen und nur eine lange Schnur um die Lenden und Ringe an den Füßen tragen. Das Land besitzt großen Reichtum an Kühen, Ziegen und Schafen. Die Hauptnahrung besteht in Milch und Mais. Es wird viel Butter bereitet, aber meist nur zum Salben des Körpers verwendet. Früher zu Unyoro gehörig, kam das Land später unter die ägyptische Aequatorialprovinz, welche von Emin Pascha verwaltet wurde. Es wurden an den See-Ufern Militärstationen, so Msua und Mahagi, angelegt.

Der Vater des Mädchens hieß Origna, die Mutter Akuku. Halima hatte noch vier Geschwister, zwei Brüder und zwei Schwestern. Die nubischen Söldlinge und die Negersoldaten der Militärstationen veranstalteten häufig sogenannte Gazua oder Razzien in die Umgegend, um sich mit Vieh und Getreide zu versehen. Bei solchen Raubzügen suchte sich jeder Soldat auf eigene Faust zu bereichern; es wurde gemordet und niedergebrannt, was in den Weg kam, alles Bewegliche, nicht selten Kinder, wurde fortgeschleppt. Jeder Söldling und Soldat suchte sich Sklaven beizulegen, die er dann gelegentlich wieder vertauschte oder verkaufte. Die Horden der Militärstationen, welche eigentlich zum Schutze der armen Eingeborenen da waren, wurden so die gefürchtetste Geißel des Landes. Seitdem Emin Pascha die Verwaltung der Provinz aus den Händen muselmanischer Mordbrenner übernommen hatte, suchte man zwar den Ungerechtigkeiten und Greueln zu steuern und viele der wüthendsten Elemente zu entfernen, aber der Arm des Provinzoberhauptes konnte nicht überall hinreichen, und die Corruption unter den niederen Beamten verhinderte vielfach die gewissenhafte Ausführung der heilsamen Maßregeln. Seitdem dann die Provinz durch den Aufstand des Mahdi von Aegypten abgeschlossen, von den Dervischen immer härter bedrängt wurde, nahm auch die Disciplinlosigkeit unter den Beamten und Soldaten zu. Die Garnisonen, auf einen engeren Kreis beschränkt, suchten durch fortgesetzte Razzien in ihrer Umgegend sich das Nöthige zu erbeuten. Bei einer dieser Razzien, welche die Soldaten im Lande der Lur abhielten, wurde Origna, der Vater Halima's, getödtet. Das Mädchen mochte damals etwa fünf Jahre zählen. Bald nachher verheiratete sich die Mutter mit einem Neger, Namens Nebor, aus welcher Ehe eine Tochter hervorging. Später verließ Akuku den Neger wieder und schickte ihm auch dessen Tochter zurück, die sie infolge einer im Lande ausgebrochenen Hungersnoth nicht ernähren konnte. Die Lage im Lande muß damals eine entsetzliche gewesen sein. Vom Norden her drohten die Mahdisten, die Söldlinge und Soldaten der Provinz erhoben sich gegen Emin Pascha, Emin selbst mit seinen Leuten wollte abziehen, kurz, auf allen Seiten Unordnung und Disciplinlosigkeit, Raub und Mord. Die fortgesetzten Raubzüge und Mordbrennereien brachten eine schreckliche Hungersnoth, Eltern vertauschten und verkauften ihre eigenen Kinder. Akuku schloß sich bald an diesen, bald an jenen Mann an, um ihr und ihrer Kinder Leben vom Hungertode zu retten. Einer dieser ihrer Beschützer hieß Majo. In jener Zeit erkrankte Halima an einem Fußübel, und zugleich erschien ihr, wie sie sagte, der Schatten ihres Vaters Origna, der auf sie lossprang und sie halbtodt vor Schrecken liegen ließ. Die abergläubischen Leute schenkten der Erzählung des Mädchens leicht Glauben und hielten es für nothwendig, den Geist durch Opfer zu versöhnen und so Schlimmeres zu verhüten. Majo befahl daher der Mutter des Mädchens, auf dem Grabe des Vaters eine Ziege zu schlachten und zu opfern. Akuku brachte das Opfer dar, kehrte jedoch nicht mehr zu Majo zurück, sondern begab sich mit ihren Kindern zu den Verwandten Origna's und suchte bei ihnen Schutz. Kaum daß die unglückliche Frau etwas Ruhe gefunden hatte, da erschienen abermals die räuberischen Horden aus den ägyptischen Militärstationen, um Vieh und Korn fortzuschleppen. Viele Eingeborene wurden niedergemacht, die übrigen entflohen in die Wildnis und Wälder und hielten sich im Dickicht verborgen, indes die Soldaten die Verwüstung des Landes vollendeten. Die Folge war eine furchtbare Hungersnoth, welche viele Eingeborene hinraffte. Auch die Brüder und Schwestern Halima's waren theils im Gemehel verschwunden, theils erlagen sie dem Hungertode. Es blieb von der Familie nur mehr Mutter und Tochter übrig.

Hier tritt nun ein wichtiger Wendepunkt im Leben der Halima ein. Auf-

ruhr und Unordnung, in welcher sich das Land in Folge der Abreise Emin Pascha's nach Sansibar befand, sowie die Hungerstoth, welche wüthete, bewog Viele, den Abziehenden sich anzuschließen. Auch Ukuku mit ihrer Tochter zog es dem traurigen Lose, das ihrer aller Voraussicht nach im Lande U-Lur gewartet hätte, vor, abzuziehen. Sie bot sich der Frau eines Neger-Officiers als Lastträgerin an. So begann denn mit vielen anderen der Marsch vom Albert-Nyanza zur Küste. Auf dem Marsche gieng Halima mit der Officiersfrau voran, während Ukuku mit einer schweren Last von Gepäck und Matten auf dem Haupte nachfolgte. Das Mädchen erzählt, daß zwar nirgends die Lebensmittel fehlten, daß aber Viele vor Müdigkeit liegen blieben oder auch erlagen. Gewiß muß dieser ungeheuer lange Marsch sehr aufreibend gewesen sein, besonders für die armen Weiber, welche schwere Lasten zu schleppen hatten. Die Mutter Ukuku wurde denn schließlich auch ganz erschöpft, so daß sie nur mehr mit Mühe folgen konnte. Eines schönen Tages, als die Karawane bereits der Meeresküste sich näherte, führte die abgemattete Mutter den Plan der Flucht, mit dem sie sich schon geraume Zeit während des Marsches getragen zu haben schien, aus, indem sie plötzlich ihre Last in ein Dornengehege warf und schleunigst davon lief. Diese Flucht muß auffallend erscheinen, und es ist anzunehmen, daß die Arme keine Ahnung von der Nähe der Meeresküste hatte. Es mag auch sein, daß die müde Frau durch erlittene Mißhandlungen sich zur Flucht bewegen ließ. Unerklärlich ist es, daß die Mutter ihre Tochter im Stiche ließ. Wie dem auch sei, so ist es möglich, daß die Vorsehung eben auf diese Weise ihre Pläne an der nun verlassenen Halima ausführen wollte. Das Mädchen blieb nun in den Händen der Officiersfrau und mochte wohl noch auf die Rückkehr der Mutter hoffen. Angelangt in Sansibar, wurden die Kinder beiderlei Geschlechts, welche ohne Vater und Mutter waren, von der Karawane getrennt und von den Behörden in Obhut genommen, um deren Verkauf und Verschleppung in Sklaverei zu hindern. Auch Halima, die nun ohne Vater und Mutter war, sollte in Obhut genommen werden. Aber ihre Herrin, die Officiersfrau, wehrte sich dagegen und sagte, daß die Mutter des Mädchens sich unter den Nachzüglern befinde und daß sie selbst das Mädchen der Mutter bei deren Ankunft übergeben werde. Dies war falsch; denn die Frau wußte gut, daß die Mutter geflohen war und nicht mehr erscheinen werde. Das Mädchen blieb in den Händen ihrer Herrin.

Bald nachher ließ die ägyptische Regierung alle Soldaten, welche in der Aequatorialprovinz unter Emin Pascha gedient hatten, sammt ihren Familien auf einem eigenen Schiffe von Sansibar nach Agypten bringen. Hier sollten ihre Ansprüche auf rückständige Löhnung untersucht und befriedigt werden. Mit einer großen Anzahl Negerfamilien reiste die Officiersfrau mit ihrem Gatten von Sansibar ab und nahm Halima mit sich. Die Reisenden kamen glücklich nach Agypten und Kairo. Hier wurden die Neger Soldaten mit ihren Familien zuerst im äußern Stadtviertel Abbassia angesiedelt und auf Kosten der Regierung erhalten. Da in Agypten officiell die Sklaverei abgeschafft ist, wurde allen Sklaven und Doppelwaisen, welche in Gefahr waren, von irgend jemand in Beschlag genommen oder verkauft zu werden, vom hiesigen Sklavereibureau ein Freiheitsbrief ausgestellt. Halima erklärt, auch ihren Freiheitsbrief erhalten zu haben, aber ihre Herrin habe ihr denselben abgenommen. Wir werden bald sehen aus welchem Grunde. Ob Halima wirklich den Freiheitsbrief erhalten, oder ob durch List der Herrin dessen Erlangung verhindert wurde, konnte ich nicht feststellen; jedenfalls wurde derselbe nicht gefunden. Das Mädchen befand sich völlig in der Gewalt der Herrin. Bald nachher wurden die von Sansibar gekommenen Negerfamilien von Abbassia nach Gessira verbracht und dort ganz in der Nähe unserer Antisklaverei-

Colonie in Lehmhütten angesiedelt und auf Kosten der Regierung erhalten. Die Regierung überwachte sie und sorgte für sie; es war ihnen erklärt worden, daß sie an Ort und Stelle bleiben sollten, bis die Entscheidung über ihre Löhnungsansprüche getroffen sei; nach Auszahlung der Löhnung seien sie frei, zu gehen, wohin sie wollten; wer vorher sich entferne, verliere das Recht auf Auszahlung der Löhnung. Diese Fürsorge der Regierung für ihre Soldaten der Aequatorialprovinz ist gewiß anerkennenswert.

Während nun die Familien in Gestra auf ihre Löhnung warteten, hatte die arme Halima bei ihrer Herrin viel auszustehen. Sie wurde häufig mißhandelt und geschlagen. Die unmenschliche Herrin nahm ihr auch die Hälfte des Proviantes weg, den die Regierung jedem Individuum zuwies. Halima wie andere Neger hatten von der guten Behandlung erfahren, deren sich die Neger in der nahen Colonie unserer Mission erfreuten. Sie konnte mit eigenen Augen von ihrer elenden Hütte aus die ganze Colonie und unsere fröhliche Negerchar, sowie die Negermädchen, welche unter Begleitung der Schwestern in schönen Reihen giengen, sehen. Daß da der Gedanke in ihr aufstieg, ihr trauriges Los mit dem Aufenthalt in der Colonie zu vertauschen, ist erklärlich. Die schlaue Herrin mochte die Absichten des Mädchens wohl durchschauen. Sie spiegelte demselben allerhand Lügen vor, um ihm Furcht vor der Mission einzujagen. So sagte sie, daß in unserer Colonie die Neger gut behandelt, gut gekleidet und genährt würden, um sie anzulocken und dann, wenn sie schön fett geworden sind, zu verspeisen. Hundert andere Dinge machte die Herrin dem Mädchen vor, um dessen argloses Herz mit Grauen und Schrecken vor der Mission zu erfüllen. Daß diese Vorspiegelungen ihren Zweck nicht verfehlten, konnte man oft und deutlich sehen. Wenn die Negermädchen aus jenen Hütten zum Flusse kamen, um Wasser zu holen oder Holz zu suchen, und zufällig eine Missionschwester mit Negermädchen erblickten, ließen sie alles, was sie in Händen hatten, liegen und ergriffen schleunigst die Flucht.

Endlich der fast täglichen Mißhandlungen und Schläge müde, beschloß Halima eines Tages, der herzlosen Herrin zu entfliehen. Aber wohin? Nicht in die Colonie, aus Furcht, verspeist zu werden! Das Mädchen nahm einen kleinen Korb, um die Herrin glauben zu machen, daß es Thierabfälle, welche hier als Brennholz verwendet werden, suche und machte sich davon. Unbekannt mit der Gegend, irrte dasselbe auf den Fluren unserer Colonie und am Nilufer weinend hin und her. Dann zog es sich in ein Maisfeld zurück und hielt sich unter den Kolben drei Tage lang verborgen. Als an einem Sonntag einige unserer Negerchristen auf einem Feldwege wandelten, kamen Fellachen (Bauern) auf sie zu und sagten ihnen, daß seit drei Tagen ein kleines Negermädchen im Maisfelde sich befinde und viel weine und daß sie ihm ein wenig zu essen gegeben hätten. Unsere Neger suchten das Mädchen im Verstecke auf, und nachdem sie den Grund der Flucht und des Weinens erfahren hatten, luden sie es ein, ihnen zum Hause der Schwestern zu folgen. Zitternd und unter Schluchzen und Weinen sagte Halima, sie fürchte, in der Mission aufgeessen zu werden. Die Neger beruhigten sie und erklärten, daß alles, was man ihr vorgemacht, Lügen seien. Schließlich gab sich die Arme herbei, zwei christlichen Negerfrauen, die eben des Weges kamen, zu folgen bis zum Schwestern-Institut. Man brachte der Hungrigen sofort zu essen. Als sie sich dann inmitten der zahlreichen Negermädchen sah und deren Zufriedenheit beobachtete, verging ihr bald alle Furcht, und sie erkannte ihr Glück. Es machte aber noch große Mühen und Schwierigkeiten, ihr dieses Glück zu sichern.

Die früheren Gebieter forschten bald nach der Flucht nach dem Verbleib des Mädchens; welche Absichten sie hatten, daß sie das Mädchen, das sie so arg

mißhandelten, unter ihrer Gewalt zu halten suchten, weiß Gott; möglicherweise hofften sie durch dessen spätere Verheirathung Capital zu machen, da ja hier die Verheirathung von Mädchen gewinnbringend für die Eltern oder Verwandten ist; auch ist es nicht ausgeschlossen, daß sie dasselbe geheim als Sklavin zu verkaufen oder sonst irgendwie schändlichen Gewinn aus ihm zu ziehen hofften. Ihre Nachforschungen hatten Erfolg, sie erfuhren, daß Halima im kaum einige hundert Schritte von ihrer Hütte entfernten Schwestern-Institut unserer Colonie sei. Sie legten sofort Klage bei dem Officier ein, welcher die Überwachung und Oberaufsicht über alle jene Negerfamilien hatte, und erklärten, daß Halima ihre natürliche Tochter sei und ihnen sofort zurückgestellt werden müsse. Mit dieser Behauptung nahm die Sache eine gefährliche Wendung; denn wenn Halima ihre Tochter war, mußte sie natürlich sofort ausgeliefert werden. Der Officier sandte indes durch einen eingeborenen Militär ein Schreiben an die Colonie und theilte dem Überbringer Befehl, das Mädchen mitzubringen, damit es verhört werden könne. Der Obere der Colonie erklärte kurzweg, er könne nicht gestatten, daß das Mädchen aus der Mission fortgeführt werde, und falls man es einem Verhör unterwerfen wolle, solle dies in der Mission geschehen. In der Mission war man nämlich überzeugt, daß Halima nicht die Tochter ihrer Gebieter sei, was sich aus den Angaben des Mädchens, aus der Verschiedenheit ihrer Hautfarbe von jener der Gebieter und aus anderen Umständen ergab. Nach weiteren Verhandlungen kam man dahin überein, daß das Mädchen einem gesetzmäßigen Verhör, welches unter dem Vorsitze des oben erwähnten Aufsichtsofficiers stattfand, erschienen die kleine Halima mit dem Obern der Colonie, ein Officier, ein muselmanischer Scheik (Art Richter) und die angeblichen Eltern des Mädchens. Kaum erschien Halima vor ihren Gebietern, als sich diese mit einem Weinen und Schluchzen, das sich deutlich als erzwungen zeigte, auf dieselbe warfen und sie umarmten und liebkosten. Aber das Mädchen machte sich schreiend und weinend mit aller Gewalt aus ihren Armen los. Bei diesem Vorgehen der angeblichen Eltern zeigte der Vorsitzende seinen Unwillen, machte ihnen scharfe Vorwürfe und sagte, daß er in seiner Gegenwart solche Acte nicht gestatte. Da erhob sich der muselmanische Scheik, ergriff die Vertheidigung der angeblichen Eltern und sagte, daß dies nur ein unwillkürlicher Ausbruch natürlicher Zuneigung gewesen sei. Bei dem Verhör gaben die angeblichen Eltern an, daß Halima ihre natürliche Tochter sei; das Gleiche deponierten unter Eidschwur zwei Neger, welche von jenen als Zeugen beigebracht worden waren. Das Mädchen hingegen erklärte auf Befragung mit staunenswerthem Freimuth, daß jene zwei Personen nicht seine Eltern seien, daß es selbst mit eigenen Augen seinen Vater in der Heimat gesehen habe, daß es mit seiner Mutter Sklavin jener Beiden gewesen sei, welche sich nun als seine Eltern ausgäben; daß sein Vater in der Heimat gestorben und die Mutter vor Ankunft in Sansibar zurückgeblieben sei. Ferner erzählte Halima die Mißhandlungen und Schläge, die sie von ihrer Herrin zu erdulden hatte. Alsdann sprach der muselmanische Scheik zu Gunsten der angeblichen Eltern, indem er Principien der muselmanischen Religion, Gesetzesformalitäten u. s. w. anführte. Hierauf entgegnete der Obere der Colonie, daß religiöse Fragen mit dem Verhör nichts zu thun hätten, und daß der Zweck des Verhöres sei, festzustellen, ob dieses Mädchen Tochter jener beiden Personen sei oder nicht; um diesen Punkt allein handle es sich. Der Missionar lenkte die Aufmerksamkeit der Anwesenden auf die bündigen Erklärungen des Mädchens und fügte bei, es sei unmöglich, daß dasselbe die Tochter jener Personen sei, da diese angeblichen Eltern zum Stamme der Dinka-Neger, das Mädchen zu jenem der Njam-Njam gehöre, und gab schließlich die deutliche Verschiedenheit Beider in Sprache, Hautfarbe und Physiognomie zu beachten.

Der Vorsitzende schrieb die Depositionen Aller, ebenso schrieben der Missionar und der muselmanische Scheik jeder seinen Bericht. Alsdann wurde der ganze Proceß an das Kriegsministerium verwiesen. Am Schluß der Sitzung verlangte der Scheik, daß das Mädchen bis zum endgiltigen Entscheid der Frage den angeblichen Eltern zurückgestellt werden solle, welchem Ansinnen sich der Missionar widersetzte. Der Vorsitzende schlug vor, daßselbe einstweilen bei einer dritten Person unterzubringen. Der Missionar machte geltend, daß bis zur entgiltigen Entscheidung das Mädchen da bleiben solle, wo es freiwillig Zuflucht habe. Es folgte eine lange Auseinandersetzung, und schließlich nahm der Missionar das Mädchen und führte es zur Colonie zurück. Dies war das Richtige und einzig Sichere; hätte die Mission das Mädchen den Muselmanen überlassen, so wäre große Gefahr gewesen, daß dasselbe verschwinde und nicht mehr zum Vorschein komme.

Am folgenden Tage begab sich der Missionar mit einem Collegen zum Kriegsministerium, um mit einer hochgestellten Persönlichkeit Rücksprache zu nehmen. Eben in jenem Augenblick trafen auch die Acten des Verhörs vom vorhergehenden Tage ein. Nachdem der Beamte davon Einsicht genommen hatte, äußerte er sofort seine Ansicht dahin, daß das Mädchen nicht Tochter der angeblichen Eltern sei. Da man jedoch fürchtete, es möchte durch diesen Fall eine Aufregung unter den Muselmanen entstehen, so ertheilte man der Mission den Rath, das Mädchen einstweilen unter Verantwortlichkeit des Kriegsministeriums für dessen Sicherheit den angeblichen Eltern zuzustellen, indem man annahm, daß das Kind nicht deren Tochter sei und daher bald wieder entlaufen und zu uns kommen werde. Es war schwer, diesem Rathe, der uns von der höchsten Instanz des Kriegsministeriums ertheilt wurde, nicht nachzukommen. Es wäre zwar möglich gewesen, die Sache durch Vermittlung unserer Schutzmacht auf Consulatswegen officiell zu verfolgen und bis zum Ende einen regelrechten Proceß durchzuführen; aber wäre es klug gewesen? Aus in ähnlichen Fällen gemachten Erfahrungen wußten wir, daß der blinde Fanatismus der Muselmanen sich nur zu leicht aufregt und dadurch unserm Missionswerk, welches ohnedies schon gegen den Haß und die Vorurtheile der Fanatiker zu kämpfen hat, neue Schwierigkeiten erwachsen würden. Ein regelrechter Proceß auf Consulatswegen hätte uns mit den höchsten Instanzen der Regierung in Gegensatz gebracht, deren Wohlwollen uns so nothwendig ist. Kurz, die Verhältnisse, unter denen wir hier zum Wohle der Neger arbeiten, ließen es als gerathen erscheinen, nicht zu großes Aufsehen zu erregen und die Sache im Stillen zu erledigen. Zudem wäre der Erfolg ein zweifelhafter gewesen. Die angeblichen Eltern hatten im Verhör zwei Zeugen beigebracht, und diese hatten durch Eidschwur ihre Aussage bekräftigt, während wir nur die Aussage des Kindes und äußere Merkmale für uns hatten. Nach muselmanischen Gesetzen wäre bei solcher Sachlage die Entscheidung zu Gunsten der angeblichen Eltern gewesen. Es wurde also beschlossen, das arme Kind an das Kriegsministerium abzuliefern und den weiteren Verlauf der Sache der heiligen Muttergottes zu empfehlen.

An einem Samstag-Morgen führte ein Missionar das Mädchen zum Ministerium. Das Kind, welches nicht wußte, was vorgieng, fragte beim Verlassen des Schwestern-Institutes treuherzig: „Werden wir wieder zurückkehren?“ „Ensha Allah, Gott gebe es,“ war die Antwort des Missionars. Unterwegs ermahnte er das Mädchen, furchtlos zu sein und auf alle Fragen, die an es gerichtet würden, offen und frei der Wahrheit gemäß erwidern. Im Kriegsministerium übergab der Missionar die Halima einem befreundeten Beamten und machte sich unter einem Vorwande davon, nachdem er die Versicherung erhalten

hatte, daß gewissenhaft über das Kind und dessen Behandlung gewacht werden würde. Das Ministerium stellte das Mädchen den angeblichen Eltern, welche damals in Abbasia wohnten, zu. Indes flehten die Schwestern, welche den Verlust des Kindes sehr bedauerten und fürchteten, die Gebieter würden sich an ihm rächen, zur allerliebsten Jungfrau, der Königin der Schwarzen, daß durch ihre Fürbitte die Wahrheit erkannt; und das Mädchen aus den Händen der Muselmanen gerettet werde. Und siehe da, nach drei Tagen pochte ein Negermädchen an die Thüre des Schwesternhauses, es war Halima, die den Gebiethern wieder entflohen war. Wie das kleine Mädchen den Weg von 1 Stunde von Abbasia durch das Häusergewirr der Großstadt zur Mission gefunden hatte, blieb uns ein Räthsel.

Die Gebieter mochten wohl ahnen, wohin das Mädchen geflohen sei. Aber für eine Zeit lang hörten wir nichts mehr, und Halima blieb bei den Schwestern und war glücklich und zufrieden. Nach Verlauf eines Monats kam eines Tages ein Officier von der Statthalterei in Kairo mit dem Auftrage, das Mädchen solle ihm ausgeliefert werden. Da wir früher im Kriegsministerium berathen worden waren, das Kind einstweilen zu behalten, verweigerten wir dessen Herausgabe. Indes erfuhren wir geheim die Veranlassung zu jener Aufforderung, welche diese war. Der angebliche Vater hatte einen Brief direct an den Vicekönig gerichtet und darin unsere Mission angeklagt, das Mädchen geraubt zu haben. Der Vicekönig hatte das Schriftstück an das Justizministerium, dieses dasselbe an die Statthalterei zur Untersuchung und Erledigung gesandt. Auf diese Weise war uns jener Befehl zur Auslieferung des Mädchens zugekommen. Nun konnten wir nicht müßig bleiben, wir durften diese Verleumdung, das Mädchen gestohlen zu haben, nicht auf der Mission ruhen lassen, wir mußten die Sache weiter verfolgen. Wir waren nun entschlossen, das Mädchen nicht auszuliefern und alles Weitere abzuwarten. Es erschien indes abermals ein Officier der Statthalterei und forderte das Mädchen. Infolge dessen begab sich ein Missionar mit dem Mädchen zum Polizeiamte unseres Stadtviertels. Dort fragte ein Beamter die Halima aus, staunte über die Sicherheit ihrer Antworten und überwies die Sache an die Statthalterei. Auch zu dieser begleitete der Missionar das Mädchen. Nach einem Verhör, das stets aus denselben Fragen und Antworten bestand, wurde das Mädchen wieder nach der Mission entlassen. Nach einigen Tagen erfolgte eine abermalige Vorladung in das Sklavereibureau. Ein Missionar brachte das Mädchen auch dorthin, beklagte sich aber den Beamten gegenüber über die endlosen Laufereien, die uns verursacht würden. Zu diesem Termin war der angebliche Vater geladen worden, aber nicht erschienen. So wurde der Termin auf den folgenden Tag verschoben, damit der angebliche Vater neuerdings geladen werde. Pünktlich traf der Missionar mit Halima auch am zweiten Tage, aber der angebliche Vater erschien wieder nicht; er mochte seine Gründe haben. Ein Beamter des Sklaverei-Bureau's, der früher ebenfalls in der Aequatorialprovinz bedienstet gewesen war, stellte nun mit Halima unter vier Augen ein geheimes Verhör an. Da die Antworten des Mädchens stets dieselben waren, und der angebliche Vater auf zweimalige Vorladung nicht erschienen war, wurde das Mädchen der Mission überlassen. Seitdem haben wir nichts weiter mehr von Forderungen der angeblichen Eltern gehört.

Halima, damals etwa 10—11 Jahre alt, blieb glücklich und zufrieden im Schwestern-Institut der Antisklaverei-Colonie Leo XIII. mußte ihr Glück zu schätzen und bereitete sich mit kindlichem Eifer auf den Empfang der heiligen Taufe vor, welche sie nach etwa zwei Jahren am 8. September 1895 erhielt und wobei sie auf Wunsch einer Wohlthäterin in Oesterreich den Namen Maria bekam. Heute ist Maria Halima eine brave christliche Mutter.

Ich habe diesen Fall so kurz als möglich berichtet. Es hatte uns mehrere Monate fortgesetzter Laufereien und Mühen gekostet, um das arme Geschöpf aus den Klauen der Muselmanen zu erretten. Noch nie habe ich so eingehend die Intriguen und den Haß der Mohammedaner Christen gegenüber und ihre abscheulichen Ansichten in Sklavensachen kennen zu lernen Gelegenheit gehabt, als in dieser Angelegenheit.

P. Faver Gené, F. S. C.

## Weihnachtsfeier in der Negercolonie Gesira.

Der Hochw. P. Franz Heymans, F. S. C., Oberer der Negercolonie Gesira, schreibt uns unter dem 14. Februar 1898:

Von allen kirchlichen Festen des Jahres ist das Weihnachtsfest dasjenige, das von unsern Negerkindern am meisten ersehnt wird. Lange Zeit vorher sprechen sie davon und freuen sich auf die Christkindfeier. Für letzte Weihnachten begannen die beiden Abtheilungen unserer Negerknaben mit Hilfe ihres Bruder Präfecten bereits einen Monat vorher die Vorbereitungen zur Aufstellung einer Krippe in ihrem Zimmer. Sie legten die kleinen Trinkgelder, die sie hie und da empfangen hatten, zusammen, um damit Bilder auf Pappdeckel zu kaufen, woraus dann Kameele, Pferde, Schafe u. s. w. ausgeschnitten wurden. Mit dieser Beschäftigung wurde größtentheils die Erholungszeit verbracht. Auf ihren Spaziergängen sammelten sie Steine und Felsstücke zum Aufbau der Felsen von Betlehem und der Grotte. Einige Tage vorher wurden Dattelpflänzchen ausgegraben, verpflanzt, dazwischen Gerste gesät und so ein hübscher Weideplatz geschaffen. Nachdem das nothwendige Baumaterial beigelegt war, gieng es an die Arbeit. Unter Leitung des Bruders stellten die schwarzen Tischlergesellen aus Holzlatten und Eisendraht in Form eines Gebirges ein Gerippe zusammen, das aus Mangel an Besserem mit alten Zeitungen beklebt und dann dunkelgrau und grün angestrichen wurde, so das das Ganze als hübsches Gebirge sich darstellte. Auf dem Rücken der Hügel sah man hier und dort schöne, freundliche Dörfler, Hütten der Hirten, Herden von Kameelen, Röhren, Schafen und anderem. Am Fuße des Gebirges erhob sich auf einem Felsen die Stadt Betlehem in Mitte von Dattelpalmen, in deren Umgebung auf schönen grünenden Feldern friedliche Hirten ihre Herden weideten. Von Westen nach Süden führte ein Weg durch die Stadt zur Grotte, in welcher das neugeborene Jesuskindlein sich befand. Die Krippe war 5 Meter breit und 3 Meter tief. Die am Feste Mariä Lichtmess geweihten Kerzen, die von den Negerkindern sorgfältig aufbewahrt worden waren, dienten für die Beleuchtung.

Am Vorabend vor Weihnachten strahlte die Krippe im Lichterglanze. Da war von Schlafengehen keine Rede, die Neger wünschten, die Nacht wachend vor der Krippe zuzubringen, was ihnen jedoch nur theilweise erlaubt werden konnte. Es wurde unser armseliges Harmonium herbeigeht, einige Musiker der Negerbande brachten ihre Blasinstrumente und ein deutscher Schneider fand sich mit seiner Geige ein, und so wurde dann das Jesuskindlein mit dem ewig schönen Liede „Stille Nacht, heilige Nacht“ geehrt und gefeiert, dem andere fromme Gesänge folgten. Zur Kräftigung und Erfrischung der Stimmen diente die Bescherung des bescheidenen Christbaumes des letzten Jahres vom Missionshause in Mühland; diese Bescherung, bestehend in Zuckersachen, die von

den Novizen in Mühland den Negerkindern vermacht worden und vor Kurzem hier angelangt waren, wurde unter die freudestrahlenden Neger vertheilt. Zu meiner Überraschung fand ich dann am folgenden Morgen, daß viele Süßigkeiten dem Jesukindlein vermacht und vor seiner Krippe niedergelegt worden waren: da lagen die Zuckersachen als ebensoviele Proben der Liebe unserer Negerkinder zu ihrem neugeborenen Heilande.

Da um Mitternacht das Hochamt stattfinden sollte, wurde gegen 11 $\frac{1}{2}$  Uhr der Beckruf geblasen, und im selben Augenblicke erklangen unsere Glöcklein und donnerten die Böller, eine Mahnung und Einladung an die Leute der Umgegend, sich zum Gottesdienste einzufinden. Eine halbe Stunde darauf begaben sich unsere



Theilansicht von Kairo.

Negerknaben unter Beleuchtung, Gesang und den Klängen der Musikbände, die voranschritt, in feierlichem Zuge zur Kirche. Zu gleicher Zeit eilten auch die Leute der Umgebung herbei, sogar aus dem nahe gelegenen Gefira-Hotel, einstigem Palast des früheren Vicekönigs Ismail Pascha, und so sahen wir zu unserer größten Freude die Kirche gefüllt mit Weißen und Schwarzen, die vereint dem neugeborenen Welterlöser ihre Huldigung darbrachten. Die feierliche Christmette war zugleich eine Primizfeier, wohl eine seltene Feier dieser Art auf afrikanischem Boden. Der neugeweihte Priester Hochw. P. Wilhelm Banholzer F. S. C., aus Rottweil in Württemberg, brachte Gott sein Erstlingsopfer dar. Beim Gloria und bei der heiligen Wandlung wurden Böllersalven abgegeben. Nach Beendigung des feierlichen Hochamtes gieng es unter Klang und Sang wieder in gleicher Ordnung zur Anstalt zurück, wo man sich ohne weiteres

zur Ruhe begab; denn um 6 $\frac{1}{2}$  Uhr früh sollten die Knaben die heilige Communion empfangen und dann um 8 Uhr nach Kairo aufbrechen, um in der dortigen Herz Jesu Kirche beim Pontificalamt zu singen. Bei letzteren fand sich wie alljährlich an diesem Tage die österreichisch-ungarische Colonie mit dem k. k. diplomatischen Agenten und Generalconsul, Freiherrn v. Heidler-Egeregg, Gesandten, an der Spitze, ein.

Auf Neujahr lud der Consul unsere Negermusikbande ein, die Christbaumfeier im österreichischen Rudolphspital durch den Vortrag von Musikstücken zu verherrlichen, welcher Aufgabe sich dieselbe zur vollen Zufriedenheit des Wohlthätigkeitscomités und zur Freude der armen Kranken erledigte.

Die Christbaumfeier wurde am Feste der Hl. Dreikönige mit der Aufführung eines Theaterpieles beschlossen, das vor der Krippe und in Gegenwart des Hochwürdigsten Herrn Anton Roveggio, Apostolischen Vicars, stattfand und von unsern Negerjünglingen wider alles Erwarten gut dargestellt wurde. Weinade wäre dieser schöne Abschluss der Weihnachtsfeier unmöglich gemacht worden. Es hatte nämlich die ganze Nacht vorher und am Festtage selbst so andauernd und stark geregnet, daß unser Haus einer wahren Badeanstalt glich, da das Wasser durch die Dachterrasse in alle Räume eindrang. Die Aufführung sollte beim Haupteingange des Hauses stattfinden und die Zuschauer sollten unter freiem Himmel verbleiben; dies wäre aber bei dem strömenden Regen unmöglich gewesen. Aber das Jesuskindlein wollte seinen schwarzen Verehrern diese Freude nicht trüben; gegen aller Erwartung hörte es zur nämlichen Stunde, d. h. um 3 $\frac{1}{2}$  Uhr nachmittags, da die Aufführung beginnen sollte, auf zu regnen und verkündete sich der Himmel zur Genugthuung sowohl der Zuschauer als auch unserer Neger.

## Bekehrung und Tod des Negerknaben Johann Nep. Tocar Dschaber.

Aus der Antislaverei-Colonie Gefira schreibt uns unter dem 16. März d. Js. Bruder Karl Antoni, F. S. C.:

Auch ich möchte etwas wenigens zu Ihrem neuen Werke, dem „Stern der Neger“, beitragen, weshalb ich mir erlaube, Ihnen eine kurze Lebensbeschreibung eines der mir von meinen Obren zur Überwachung anvertrauten Jungen mit Namen Joh. Nepomuk Tocar Dschaber einzusenden.

Der Knabe wurde in einem Dorfe von Dschebel Nuba geboren. Sein Vater, ein alter Soldat Emin Pascha's, damaligen Gouverneurs der Aequatorialprovinz, ist ein gebürtiger Dongolaner, mit Namen Aiman Dschaber, und seine Mutter ist Halima vom Stamme der Dinka. Als der mahdistische Aufstand ausbrach, flüchteten sie mit den Truppen Emin Paschas über Zansibar nach Kairo, wohin sie das damals noch sehr kleine Kind mit sich führten. In Kairo angekommen, ließen sich die Eltern des Knaben mit vielen anderen Landsleuten in der Vorstadt Abbasia nieder. Dort verdingte sich der Vater als Steinbrecher in einem der Steinbrüche des Mokattamgebirges, an dessen Fuße die Stadt Kairo liegt. Es ist dies eine wüste steinige Felsenkette, welche die Grenze zwischen der kleinen arabischen Wüste und dem fruchtbaren Niltale bildet. Mit dieser mühsamen Arbeit sucht der Vater des Knaben noch heute den Unterhalt für sich und seine beiden Frauen zu ver-

dienen. Er ist auch ein guter Muselman, der jeden Tag seine Gebete zum falschen Propheten verrichtet. Jedoch schien er uns nicht fanatisch zu sein. Die zwei Frauen besorgen den Haushalt, der jedoch, wie man weiß, bei den Negern nicht viel Zeit in Anspruch nimmt, so daß ihnen der größte Theil des Tages übrig bleibt zur Unterhaltung mit den Nachbarsfrauen oder sonstigem Zeitvertreib. — Indessen wuchs der kleine Tokar heran und vertrieb sich die Zeit in Gesellschaft seiner Kameraden mit Spielen und Ähnlichem, denn eine Schule besuchte er nicht. So flossen die Tage in stiller Eintracht dahin, bis vor ungefähr drei Jahren der liebe Gott die Familie heimsuchte. Der Sohn nämlich erkrankte und klagte über Schmerzen auf der Brust, weshalb ihn seine Eltern in das österreichische Spital „Rudolph“ in Abbassia verbrachten, wo man ihn einer Operation unterzog. Trotz alledem gelang es nicht, ihn zu heilen, denn bald darauf stellten sich Schmerzen im Magen ein, und das Ende war, daß sich die unreinen Säfte einen Ausweg suchten und einen rechtwinkligen Canal am Oberschenkel bildeten, durch den das sich zersetzende Blut jeden Tag in bedeutender Menge auslief. So schleppte sich der arme Junge ungefähr 3 Jahre herum, bis sich seine Eltern entschlossen, ihn zu uns zu bringen. — Am 1. October 1897 brachten sie nun ihren Sohn in unsere Colonie, wo er auch sofort Aufnahme fand; es wurde ihnen aber gleich bemerkt, daß der Junge nicht nur an offenem Beine leide, sondern auch lungenkrank sei, damit nicht später seine Eltern sagen, der Junge sei auf der Colonie krank geworden. Die Eltern sagten, daß sie das schon wüßten und daß der Knabe schon mehrere Jahre krank sei. Nach kurzem Abschiede vom Sohne und von uns traten die Leute den Heimweg an, froh, daß ihr Sohn so leicht Aufnahme gefunden habe. Der Neugekommene zeigte nicht viel Heimweh, da er viele seiner früheren Spielkameraden hier vorfand.

Zur Arbeit war er wegen seines kranken Beines nicht fähig, was ihm sehr mißfiel; trotz der erhaltenen Weisung, sich nicht mit den übrigen Knaben auf den Arbeitsplatz zu begeben, sondern sich so viel als möglich zu schonen, stellte er sich doch fast immer zur Arbeit ein und man mußte ihn dann jedesmal fortschicken. Er war von ruhigem und sanftmüthigem Charakter, was sich auch auf seinem Gesichte abspiegelte. Als großer Freund der Eintracht wies er oft seine streitenden Kameraden zurecht. So vergiengen ungefähr zwei Monate; mittlerweile wurde sein Bein trotz aller Fürsorge, die man darauf verwendete, immer schlimmer, bis der Arzt entschied, daß man den Knaben in das Spital bringen und operieren lassen müsse, was auch zu Anfang December 1897 geschah. Im österreichischen Spital „Rudolph“ wurde er zweimal operiert, aber ohne den geringsten Erfolg. Nicht an das eintönige Spitalleben gewöhnt, langweilte sich unser Bruno — diesen Namen erhielt er nämlich beim Eintritte in unser Institut — sehr. Dazu kam noch, daß er, die ihn pflegende Schwester ausgenommen, mit niemand reden konnte, da die übrigen Patienten Deutsche oder Italiener waren. Zur Verschlimmerung seines Leidens trug bei, daß er fast gar nichts zu sich nahm, ausgenommen morgens den Kaffee und des Tags über ein wenig Wein, da ihm die vorgesezten Speisen nicht mundeten, wie es überhaupt den Afrikanern schwer fällt, sich einer ärztlichen Anordnung zu fügen. Wenn daher einer unserer Missionäre ihn besuchte, so bat er immer, oft sogar unter Thränen, wieder in die Colonie zurückkehren zu dürfen. Nach 42 Tagen wurde er endlich vom Spitalarzt entlassen, was ihm natürlich übergroße Freude machte. Auf der Colonie angekommen, wurde er von Seite seiner Kameraden mit endlosen „Salam aleik“ (der Friede sei mit Dir) und «zaiak» (wie geht's?) bestrümt. So vergiengen in Ruhe ungefähr acht Tage, sein Appetit ward ein bedeutend besserer als im Spital, so daß man hoffte, er werde, wenn er auch nicht mehr ganz von der Krankheit sich

erholen würde, noch längere Zeit leben können. Doch der Mensch denkt und Gott lenkt. Acht Tage nach seiner Rückkehr ereignete sich hier ein Vorfall, der dem Laufe der Dinge eine ganz andere Wendung gab. Der Tod raffte nämlich einen seiner früheren Spielkameraden, Namens Philipp Ruprecht, hinweg, der an der Schwindjucht und Herzwasserjucht gelitten und kurz vorher die heilige Taufe und die letzte Ölung erhalten hatte. Als unser Bruno von dem Tode seines Kameraden hörte, fragte er sofort, ob man ihm auch die heilige Taufe ertheilt hätte und bat, man möge ihm, wenn er sterben würde, doch ja taufen, damit er in das Paradies gehen könne.

Ihn tröstend, sagte man ihm, daß er, wenn es Gottes Wille wäre, nicht ohne die heilige Taufe sterben würde, daß er aber vorher den Katechismus erlernen müsse, wozu er sich gerne bereit erklärte. Der böse Feind jedoch schien den Wunsch des Knaben gemerkt zu haben und setzte alle Hebel in Bewegung, um dies zu verhindern. Es gelang ihm jedoch nicht, denn der Engel Gottes wachte über dem Knaben. An demselben Tage, an welchem der Junge den Wunsch geäußert hatte, kam seine Mutter ihn zu besuchen, und in seiner kindlichen Einfalt trug er ihr seinen Wunsch, die heilige Taufe zu empfangen, vor. Dies gefiel derselben als fanatischer Muselmännin natürlich nicht, jedoch sagte sie, sie wolle zuerst mit dem Vater darüber sprechen und werde dann womöglich mit demselben zurückkehren, um zu entscheiden, was zu thun sei. Als sie fort war, sagte Bruno zu dem Bruder, der ihn pflegte: „Bruder, ich habe es meiner Mutter gesagt, daß ich die heilige Taufe empfangen möchte.“ Man kann sich denken, daß dies dem Bruder nicht lieb war, und er das schlimmste befürchtete. Vorderhand war nichts zu thun als die Angelegenheit der allerjeligsten Jungfrau zu empfehlen und von ihr, die niemals umsonst angerufen wird, den nöthigen Beistand zu ersuchen. Und sie half auch, wofür ihr tausendfacher Dank gebührt. Am andern Tag kam die Frau wieder, aber allein, denn sein Vater konnte, wie sie dem Knaben sagte, nicht von der Arbeit abkommen, jedoch würde er binnen zwei Tagen zur Stelle sein und dann würden sie den Sohn nach Abbasia bringen; bis dahin wolle sie hier bei ihm bleiben. Aus Furcht, man würde den Knaben taufen, verließ sie den ganzen Tag nicht das Zimmer, und sie würde auch des Nachts geblieben sein, wenn man ihr nicht gesagt hätte, daß sie sich jetzt entfernen müsse, da die Nacht hereinbreche und wir nicht erlauben könnten, daß sie dieselbe hier zubringe. Traurig entfernte sie sich alsdann, um den andern Morgen in der Frühe von neuem zu erscheinen. Im Laufe des Tages sprach sie dem Knaben öfters zu, sich nicht taufen zu lassen. Dieser hörte alles ruhig an, in seinem Herzen aber dachte er anders. Nach Verlaufe von zwei Tagen kam der Vater Bruno's immer noch nicht, weshalb die Frau ungeduldig wurde; in ihrer Furcht, man würde ihren Sohn taufen, war sie gesonnen, ihn in das nahe gelegene Negerdorf „Gishesch“ zu tragen, um sicher zu sein, daß der Knabe als Muselman sterbe. Da hatte sie aber die Rechnung ohne den Wirt gemacht, denn das ließen wir nicht zu ohne Wissen seines Vaters. Man sagte ihr, sie solle nach Abbasia gehen und nachsehen, warum ihr Mann nicht käme; sie war damit einverstanden. Das war eine kleine List, um Zeit und Gelegenheit zu bekommen, den Knaben taufen zu können. Um aber alles Aufsehen zu vermeiden, auch bei den übrigen Böglingen und damit keiner die Sache verrathen könne, mußte man diesen Taufact im Geheimen vornehmen, nämlich zur Zeit als die andern die heilige Messe anhörten. Als die Frau von Abbasia zurückkehrte, war ihr Sohn bereits in den Schoß der hl. Kirche aufgenommen, was sie jedoch nicht im Entferntesten ahnte. Dies war am Freitag, den 28. Februar d. J. In der heiligen Taufe erhielt er den Namen Johann Nepomuk, auf Wunsch eines Wohlthäters

unserer Mission, für welchen er jetzt im Himmel beten wird. — Sonntags kam sein Vater, um ihn zu besuchen und hatte wie es schien im Sinne, mit dem Knaben und mit uns zu sprechen, damit derselbe nicht Christ würde. Es bot sich ihm aber keine Gelegenheit hiezu und die Zeit, die der Vater am Krankenbette zubrachte, verließ mit ganz anderen Gesprächen. Er hatte auch nicht im Sinne seinen Sohn fortzubringen; ja er bedankte sich sogar sehr für die Mühe und Sorge, die wir uns um denselben machten. Man sah ihm an, daß ihm das, was er sagte, von Herzen kam, was bei einem muselmännischen Neger eben so selten ist als in Europa ein weißer Nabe. Auch gab er an, unsere Mission schon im Sudan gekannt und seine Jugendjahre bei den Missionären in Dschebel-Nuba zugebracht zu haben, was vielleicht auch wahr ist. Möge der liebe Gott diesen durch den Islam verblendeten Mann erleuchten und im Glauben an unsere heilige Kirche sterben lassen. — Von diesem Tage an nahmen die Körperkräfte unseres Patienten sichtlich ab, was auch seine Eltern bemerkten, die deshalb die letzten Tage vereint am Bette ihres Sohnes zubrachten, aber nicht über Religion sprachen. Acht Tage nach der heiligen Taufe wurde ihm auch die letzte Delung ertheilt und zwar auf die nämliche geheime Weise wie die Taufe. Am Samstag den 26. Februar, trat bei dem Kranken der Todeskampf ein, weshalb man ihn von den andern Kranken trennte und in ein leeres Zimmer brachte, das man, wenn man will, Todtenkammer nennen kann, da darin gewöhnlich die Todtkranken untergebracht werden und auch ver scheiden. Auf ihre Bitte wurde den Eltern vom Obern erlaubt, die Nacht bei dem Kranken zuzubringen. Am folgenden Morgen um 9 Uhr war er bereits bewusstlos und in diesem Zustande blieb er bis zu seinem Hinscheiden, das nachmittags um 4 Uhr erfolgte. Nach dem Tode erbaten sich die Eltern den Leichnam, um ihn auf dem in der Nähe der Mission jenseits eines Nilarmes befindlichen muselmännischen Friedhofe zu beerdigen, der an der Landstraße Kairo-Embabe, frei und ohne jegliche Umzäunung liegt, durch das Grab eines Scheiks ausgezeichnet und dadurch nach muselmännischem Glauben geheiligt ist. Diese Bitte konnten wir natürlich nicht abschlagen, worauf sie auch sofort ein Angareb (Art Bettstelle, aus Palmzweigen verfertigt) brachten und darauf die Leiche forttrugen, um sie im nahen Negerdorf nach Landesitte zu waschen und anzukleiden. Am andern Morgen, nachdem ein arabischer Arzt den Todten noch einmal besichtigt hatte, wurde derselbe zur Ruhe bestattet; nach Landesbrauch endigte das Begräbniß mit einem Schmaus.

Hoffen wir, daß der Dahingeshiedene im Himmel im Vereine mit seinen schon dort befindlichen Landsleuten für die Bekehrung der Neger beten und für die Wohlthäter der Mission den göttlichen Segen ersehen werde. Auch wird er sicher für seine Eltern, die noch in geistiger Finsternis leben, beten und von Gott ihre Bekehrung ersehen, wie er einige Tage vor seinem Hinscheiden versprochen hatte.

Gott der Herr schenke ihm die ewige Ruhe und das ewige Licht leuchte ihm!

## Sudan.

### Vormarsch der anglo-ägyptischen Armee.

Die beiden feindlichen Heere nähern sich einander in letzterer Zeit immer mehr, so daß ein ernstler Zusammenstoß in diesen Tagen stattfinden kann, wenn er nicht schon erfolgt ist. Dadurch würde auch die Einnahme Chartums wesentlich beschleunigt werden, falls die Anglo-Ägypter die Derwische

vollends niederwerfen. Letztere haben sich seit anfangs März um Schendi gesammelt, daher Metemneh verlassen, welches zu nehmen die Ägypter die Absicht haben. Es fehlt den Mahdisten eben an guter Artillerie, deswegen sind sie gezwungen, die halbwegs bloßgestellten Plätze aufzugeben und sich dorthin zurückzuziehen, wo sie auch an der natürlichen Beschaffenheit des Terrains einige Stütze finden. Nicht nur die Negerbataillone und die ägyptischen Truppen befinden sich in den Vorderlinien, sondern auch der größte Theil der englischen Streitmacht; ein halbes Bataillon der Seaphort Highlander und die englische Brigade unter General Gatacre ist in Kenur, 15 Meilen südl. von Berber postiert, wohin ebenfalls seit Mitte März der Generalktab verlegt wurde. Eine solche Annäherung mußte denn auch zu Zusammenstößen führen. Am 13. März versuchten die Mahdisten sich der Insel Schebalija, 25 Meilen unterhalb Schendi, zu bemächtigen, wurden aber mit einem Verluste von 38 Mann, Tode und Verwundete, von den ägyptischen Truppen unter Major Sittwel wieder über den Fluß zurückgedrängt, wobei Major Sittwel selbst an der Schulter stark verwundet wurde. Durch ägyptische Truppen von Kassala wurde am 7. März unter Anführung des Obersten Parsons den Derwischen der Posten Abou-Delaf nach Überrumpelung genommen. Ferner wird berichtet, daß die patrouillierenden Kanonenboote die Hauptmacht der Derwische im Vorrücken nach Norden beobachtet haben. Demnach wurde die Karawanenstraße von Suakin nach Berber als gefährdet geschlossen. Um mit dem herannahenden Feinde in Fühlung zu stehen, sind 6 Schwadronen ägyptischer Cavallerie ausgesandt worden, und gleich am 21. März erfolgte ein Zusammenstoß einer ägyptischen Cavallerie-Patrouille mit einer Abtheilung berittener Derwische 11 Meilen von der Mündung des Atbara; die Derwische wurden zurückgeschlagen, aber die Ägypter hatten auf ihrer Seite 7 Tode und 8 Verwundete. Aus diesen Scharmüßeln ersieht man, daß es sehr verfehlt wäre, wenn man die Derwische unterschätzen wollte; überall zeigen sie sich nicht nur sehr geübt, sondern auch gut unterrichtet; ihr Vormarsch unter der Führung Mahmuds und des gefürchteten Osman Digma erfolgt stetig in Halbmondsform, die Cavallerie auf den Flanken, und in der Mitte geschlossen die Infanterie und Artillerie. Das anglo-ägyptische Corps zwischen Berber und dem Atbara ist aus folgenden Theilen zusammengesetzt: Die englische Brigade des General Gatacre um Kenur herum; die Vorhut der ägyptischen Armee unter Hunter Pascha am Atbara: sie besteht aus 6 Bataillonen weißer und 3 Bataillonen schwarzer Soldaten mit 2 Artillerie-Batterien und Mitrailleusen; bei Berber endlich 3 Bataillone weißer Soldaten und 3 Bataillone Negertruppen, ein Theil der Cavallerie und Dromedarreiter und eine Artilleriebatterie. Drei Kanonenboote liegen in El-Damer vor dem Atbara, die andern sind in Berber. Auf Seiten der Derwische verfügt in und um Schendi der Emir Mahmud über eine Macht von 10.000 Mann Infanterie und 2000 Mann Cavallerie, und über ebensoviele Streitkräfte verfügt auch Osman Digma, der auch in Schendi erwartet wird. Wie die Sachen stehen, kann es nicht mehr lange dauern, so werden beide Heere hart an einander gerathen und sich nicht mehr trennen, bis eines das andere zurückgeworfen und unter Umständen auch gänzlich vernichtet hat. Erbarme sich Gott der armen, unglücklichen Neger, und mache unserer Verbannung ein Ende, sollten wir auch unser Herzblut einsetzen müssen.

P. Josef Münch, F. S. C., Apostolischer Missionär.

Für die Redaction: P. Xaver Geyer, F. S. C.

Druck von A. Weger's sb. Hofbuchdruckerei, Trien.